

James Baldwin

Fremder im Dorf

Ein schwarzer New Yorker
in Leukerbad

sacré



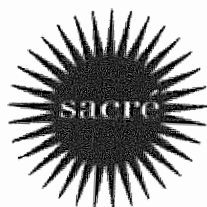
James Baldwin

Fremder im Dorf

Ein schwarzer New Yorker
in Leukerbad

Limitierte und nummerierte Ausgabe

.....104../300



sacré – der literarische Steinbruch

Bereits erschienen:

Guy de Maupassant

Das Gasthaus

Liebe und Tod im Schwarzenbach

Demnächst in diesem Programm:

Roger Monnerat

Am Ende der Rhein

Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, hatte vor mir kein schwarzer Mann dieses kleine Dorf in der Schweiz jemals betreten. Bereits vor meiner Ankunft hatte man mir erzählt, dass ich für die Bewohner wahrscheinlich eine «Sehenswürdigkeit» sein würde; daraus schloss ich, dass in der Schweiz Menschen meiner Hautfarbe selten sind; aber natürlich sind Städter außerhalb der Stadt immer eine «Sehenswürdigkeit». Ich wäre nicht auf die Idee gekommen – möglicherweise weil ich Amerikaner bin –, dass es irgendwo auf der Welt Menschen gibt, die noch nie einen Schwarzen gesehen hatten.

Dies lässt sich allerdings nicht mit der Abgeschiedenheit des Dorfes erklären. Es liegt sehr hoch, aber nur vier Stunden von Mailand und drei von Lausanne entfernt. Trotzdem kennt es kaum jemand, und nur wenige Menschen würden ihre Ferien hier verbringen wollen. Andererseits sind die Bewohner des Dorfes durchaus in der Lage, zu kommen und zu gehen, wie es ihnen passt, und das tun sie, zum Beispiel wenn sie eine Stadt am Fuß des Berges mit etwa fünftausend Einwohnern aufsuchen. Es ist der nächste Ort, in dem man einen Film sehen oder zur Bank gehen kann. Im Dorf selbst gibt es weder ein Kino noch eine Bank, eine Bücherei oder ein Theater; sehr wenige Radios, einen Jeep, einen Kombi und im Moment eine Schreibmaschine, nämlich meine; eine Erfindung, die die Frau von nebenan noch nie gesehen hatte. Etwa sechshundert Seelen leben hier, alle katholisch – das schließe ich aus der Tatsache, dass die katholische Kirche das ganze Jahr über geöffnet ist, die protestantische Kapelle hingegen, die etwas abseits des Dorfes auf einem kleinen Hügel steht, nur im Sommer, wenn die Touristen kommen. Es gibt vier oder fünf

Hotels, die jetzt alle geschlossen sind, und vier oder fünf *bistros*, von denen im Winter nur zwei aufmachen. In beiden ist kaum etwas los, weil gegen neun oder zehn Uhr abends alles Leben in diesem Dorf erlischt. Es gibt ein paar Läden, einen Metzger, einen Bäcker, die *épicerie*, ein Haushaltswarengeschäft und einen Geldwechsler, der allerdings keine Reiseschecks annimmt, sondern diese nach unten an die Bank weiterleiten muss, ein Vorgang, der zwei bis drei Tage in Anspruch nehmen kann. Des Weiteren gibt es ein sogenanntes Balletthaus, das im Winter schließt und im Sommer für Gott weiß was genutzt wird, mit Sicherheit nicht fürs Ballett. Im ganzen Dorf existiert nur eine Schule, und die scheint für die ganz Kleinen reserviert zu sein. Vermutlich verlassen ihre älteren Geschwister irgendwann die Berge, um die Schule möglicherweise ebenfalls unten in der Stadt fortzusetzen. Die Landschaft ist einfach überwältigend, ringsum erheben sich mächtige Gipfel, Eis und Schnee, so weit das Auge reicht. In dieser weißen Wildnis sind Männer, Frauen und Kinder den ganzen Tag unterwegs, schleppen Wäsche, Holz, Eimer, Kannen mit Milch oder Wasser und fahren sonntagnachmittags gelegentlich Ski. Die ganze Woche über kann man Kinder und junge Männer dabei beobachten, wie sie den Schnee von den Dächern schippen oder per Schlitten Holz aus den Wäldern herbeischaffen.

Die einzige wirkliche Attraktion des Dorfes sind die heißen Quellen, womit auch die Touristensaison erklärt wäre. Ein alarmierend hoher Anteil von Touristen sind ganz oder teilweise behinderte Menschen, die Jahr für Jahr – meistens aus anderen Teilen der Schweiz – zur Kur hierher kommen. Dies verleiht dem Dorf auf dem Höhepunkt der Saison eine ziemlich erschreckende, heilige Aura, wie eine kleinere Ausgabe von Lourdes.

Es liegt immer etwas Schönes und zugleich auch etwas Schreckliches im Anblick eines Menschen, der eine körperliche Funktion eingebüßt hat, eine Funktion, an die er keinen Gedanken verschwendet hat, bis er sie verlor, und der jetzt darum kämpft, sie wiederzuerlangen. Doch Menschen bleiben Menschen, auch an Krücken oder sogar auf dem Totenbett, und wo immer ich in jenem ersten Sommer dort vorbeikam, ob an Einheimischen oder Kranken, stets folgte mir ein Hauch von Erstaunen, Neugier, Belustigung oder auch Entrüstung. In diesem ersten Sommer blieb ich zwei Wochen und hatte keineswegs die Absicht wiederzukommen. Doch ich tat es, im Winter, um hier zu arbeiten, denn das Dorf bietet keinerlei Ablenkung und hat den zusätzlichen Vorteil, außerordentlich billig zu sein. Jetzt ist es erneut Winter, ein Jahr später, und ich bin wieder hier. Jeder im Dorf kennt meinen Namen, obwohl kaum jemand ihn benutzt, und weiß, dass ich Amerikaner bin. Aber das wird hier keiner wirklich glauben: Schwarze kommen schließlich aus Afrika. Jeder weiß auch, dass ich mit dem Sohn einer Frau befreundet bin, die hier geboren wurde, und dass ich in ihrem Chalet wohne. Dennoch bleibe ich ein Fremder, heute ebenso wie am ersten Tag meiner Ankunft, und die Kinder rufen: «Neger! Neger!», wenn ich durch die Straßen gehe.

Ich muss gestehen, dass ich am Anfang so schockiert war, dass ich gar nicht richtig reagieren konnte. Falls ich überhaupt eine Regung zeigte, so bestand sie in dem Versuch, freundlich zu sein, denn darauf zu achten, anderen zu «gefallen», macht einen großen Teil der Erziehung eines amerikanischen Schwarzen aus (lange bevor er zur Schule geht). Die Routine «Lächle, und die Welt lächelt zurück» funktionierte in dieser Situation genauso wie in der, für die sie erfunden worden war, nämlich

gar nicht. Schließlich kann man niemanden mögen, dessen menschliche Qualitäten und Komplexität man nicht anerkennt oder anzuerkennen vermag. Mein Lächeln war bloß ein weiteres, gänzlich unbekanntes Phänomen, das ihnen die Möglichkeit bot, meine Zähne zu sehen. Eigentlich nahmen sie das Lächeln überhaupt nicht wahr, was mich auf den Gedanken brachte, dass niemandem auffallen würde, wenn ich stattdessen die Zähne fletschte. Alle körperlichen Attribute eines Farbigen, die mir in Amerika einen anderen, fast vergessenen Schmerz zugefügt hatten, waren in den Augen der Dorfbewohner ganz einfach übernatürlich, wenn nicht gar Teufelszeug. Manche fanden, mein Haar sei so schwarz wie Teer und fühle sich an wie Draht oder Baumwolle. Im Scherz schlug man mir vor, ich solle es wachsen lassen und mir einen Wintermantel daraus machen. Wenn ich länger als fünf Minuten in der Sonne saß, kam mit Sicherheit irgendein besonders Verwegener, der zögernd mein Haar berührte, als hätte er Angst vor einem elektrischen Schlag, oder darüber staunte, dass die Haut meiner Hand nicht abfärbte, wenn er die seine darauflegte. Zugegeben, all dies hatte den Charme aufrichtiger Verwunderung, die in nichts von absichtlicher Unfreundlichkeit getrübt war, aber man schien mich auch nicht für ein menschliches Wesen zu halten: Ich war einfach ein lebendes Wunder.

Mir war damals klar, dass sie nicht unfreundlich sein wollten, und ich weiß es auch heute. Trotzdem muss ich mich jedes Mal daran erinnern, wenn ich das Chalet verlasse. Die Kinder, die «Neger!» rufen, können nicht wissen, welche Echos sie damit in mir auslösen. Sie platzen vor Übermut, und den Beherrzteren schwillt vor Stolz die Brust, wenn ich stehen bleibe, um mit ihnen zu reden. Aber es gibt auch Tage, da ist mir nicht

nach Stehenbleiben und Lächeln, und ich habe keine Lust, mit ihnen zu spielen, sondern murmle mürrisch vor mich hin, so wie ich es in den Straßen einer Stadt, die diese Kinder nie gesehen haben, getan hatte, als ich kaum größer war als sie jetzt: *Your mother was a nigger*. Joyce hat recht, wenn er behauptet, dass die Geschichte ein Albtraum sei – aber vielleicht ist es einer, aus dem man nicht erwachen kann. Die Menschen sind in der Geschichte gefangen und die Geschichte in ihnen.

In diesem Dorf – und in vielen anderen auch, wie man mir erzählt hat – gibt es den Brauch, eingeborene Afrikaner zu «kaufen», um sie zum Christentum zu bekehren. In der Kirche steht das ganze Jahr über eine kleine, mit einem «Negerli» geschmückte Holzkasse, in deren Schlitz die Dorfbewohner ihre Franken stecken. Zu Karneval, bevor die Fastenzeit beginnt, färben sich zwei Kinder aus dem Dorf die Gesichter so schwarz, dass ihre blauen Augen wie Eis daraus hervorstarren, und stülpen sich phantastische Perücken aus Rosshaar über die blonden Köpfe. So verkleidet, sammeln sie bei den Dorfbewohnern Geld für die Missionare in Afrika. Mit dem Geld aus der Holzkasse in der Kirche und dem, was die verkleideten Kinder einbrachten, hätten sie im letzten Jahr sechs oder acht «Negerkinder gekauft». Das berichtete mir stolz die Frau eines der beiden *bistro*-Besitzer, und ich gab mir Mühe, Erstaunen und Freude darüber zu bekunden, dass dem Dorf die Seelen der Schwarzen so sehr am Herzen lagen. Die Freude der Frau des *bistro*-Besitzers war sehr viel ehrlicher als meine; offensichtlich hatte sie das Gefühl, ich könne nun beruhigt sein, was die Seelen von mindestens sechs meiner Landsleute betraf.

Ich versuchte nicht an die frisch getauften Landsleute zu denken, den Preis, der für sie gezahlt worden war,

oder den Preis, den sie selbst bezahlen würden. Ich erzählte nicht von meinem Vater, der seine eigene Bekehrung so ernst genommen hatte, dass er der weißen Welt (die er als heidnisch bezeichnete) im Grunde nie verzeihen konnte, ihm einen Christus aufgehals zu haben, an den sie selbst nicht mehr glaubte, zumindest, wenn man danach urteilte, wie sie mit ihm – meinem Vater – umsprang. Ich dachte an Weiße, die zum ersten Mal in ein afrikanisches Dorf kamen, Fremde, so wie ich hier einer bin, und versuchte mir vorzustellen, wie die verblüfften Einwohner ihr Haar betasteten und über ihre Hautfarbe rätselten. Doch es gibt einen großen Unterschied zwischen dem ersten weißen Mann, den die Afrikaner sahen, und dem ersten Schwarzen, den die Weißen sahen. Der Weiße empfindet das Staunen seines Gegenübers als Tribut, denn er ist gekommen, um die Einheimischen zu erobern und zu bekehren. Dass sie im Vergleich zu ihm selbst minderwertig sind, wird nicht einmal ansatzweise in Frage gestellt. Ich hingegen finde mich ohne jeden Gedanken an Eroberung unter Menschen wieder, deren Kultur mich beherrscht, mich sogar in gewisser Hinsicht erschaffen hat, Menschen, die mich mehr Zorn und Erbitterung gekostet haben, als sie je wissen können, obwohl sie keine Ahnung von meiner Existenz hatten. Das Erstaunen, mit dem ich sie vermutlich begrüßt hätte, wären sie ein paar Jahrhunderte zuvor in mein afrikanisches Dorf gekommen, hätte ihre Herzen erfreuen können. Doch das Erstaunen, mit dem sie mich heute begrüßen, kann das meine nur vergiften. Und das, obwohl ich verschiedene Möglichkeiten hätte, anders zu empfinden, und trotz meiner freundlichen Unterhaltungen mit der Frau des *bistro*-Besitzers, trotz ihres dreijährigen Sohns, der am Ende mein Freund geworden ist, trotz des *salut* und *bonsoir*, das ich mit den

Leuten wechsele, denen ich begegne, und obwohl mir bewusst ist, dass man kein Individuum dafür zur Rechenschaft ziehen kann, was die Geschichte tut oder getan hat. Ich erwähnte, dass die Kultur dieser Menschen mich beherrscht – dennoch kann man kaum sie für die europäische Kultur verantwortlich machen. Amerika ist ein Produkt Europas, die Bewohner dieses Dorfes aber haben Amerika nie gesehen, und kaum mehr von Europa als die kleine Stadt am Fuß ihres Berges. Trotzdem bewegen sie sich mit einer Autorität, die ich niemals haben werde, und betrachten mich zu Recht nicht nur als Fremden in ihrem Dorf, sondern auch als verdächtigen Nachzügler, als jemanden, der keine Ansprüche auf etwas erheben kann, was sie, wie unbewusst auch immer, als ihr Erbe betrachten.

Denn dieses Dorf, selbst wenn es noch unvergleichlich abgeschiedener und unglaublich primitiver wäre, ist der Westen, ein Westen, dem ich auf seltsame Weise aufgefropft wurde. Unter dem Gesichtspunkt der Macht können diese Leute nirgendwo auf der Welt Fremde sein; sie haben die moderne Welt letztendlich geschaffen, selbst wenn sie sich dessen gar nicht bewusst sind. Auch die Ungebildetsten unter ihnen haben auf eine Art, die mir verwehrt ist, eine Beziehung zu Dante, Shakespeare, Michelangelo, Aischylos, da Vinci, Rembrandt und Racine; die Kathedrale von Chartres bedeutet ihnen etwas, was sie mir nicht bedeuten kann, so wie es sicher auch das Empire State Building tun würde, falls jemand von hier es je zu Gesicht bekäme. Aus ihren Kirchenliedern und Tänzen gingen Beethoven und Bach hervor. Vor wenigen Jahrhunderten hatten sie ihre Blüte erreicht – ich aber war in Afrika und sah die Eroberer kommen.

Der Zorn der Rechtlosen nützt dem Einzelnen nichts, ist

aber dennoch unvermeidlich. Es ist ein Zorn, der allgemein geringgeschätzt und kaum verstanden wird, selbst von denen, deren tägliches Brot er ist; und doch gehört er zu den Dingen, die Geschichte machen. Zorn lässt sich nur schwer und nie ganz von der Vernunft beherrschen und ist daher nicht empfänglich für Argumente, egal welche. Das ist eine Tatsache, die gewöhnliche Vertreter des Herrenvolks nicht im mindesten begreifen können, weil sie diesen Zorn nie empfunden haben. Zudem lässt er sich nicht verstecken, sondern allerhöchstens tarnen. Eine derartige Verstellung täuscht den Achtlosen, steigert den Zorn und paart ihn schließlich mit Verachtung. Zweifellos gibt es ebenso viele Methoden, mit den daraus entstehenden Spannungen umzugehen, wie es Schwarze auf der Welt gibt, doch kein Schwarzer kann darauf hoffen, von diesem Zwiespalt in seinem Innern ganz erlöst zu werden. Zorn, Verstellung und Verachtung sind mit der Macht der Weißen zwangsläufig verbunden. Entscheidend ist hier, dass die Bedeutung der Weißen in der Welt der Schwarzen keine wirkliche Entsprechung hat. Infolgedessen nehmen alle Schwarzen allen Weißen gegenüber eine Haltung ein, die letztendlich darauf abzielt, ihnen das Juwel ihrer Naivität zu entreißen oder aber sie teuer bezahlen zu lassen.

Der Schwarze versucht mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu erreichen, dass der Weiße ihn nicht länger als exotische Rarität betrachtet, sondern als menschliches Wesen anerkennt. Das ist ein überaus aufwühlender und schwieriger Prozess, denn hinter der Unbefangenheit des Weißen steckt eine Menge Willenskraft. Die meisten Menschen neigen von Natur aus weder zur Reflexion noch zur Bösartigkeit, und daher hält der Weiße den Schwarzen lieber auf einem

gewissen menschlichen Abstand, weil es so leichter für ihn ist, seine Unbefangenheit zu bewahren und der Möglichkeit aus dem Weg zu gehen, dass man ihn für die Verbrechen seiner Vorfahren oder Nachbarn zur Rechenschaft zieht. Trotzdem ist ihm völlig bewusst, dass er eine bessere Stellung in der Welt einnimmt als Farbige, und er kann auch den Verdacht nicht ganz ausräumen, dass er deshalb von ihnen gehasst wird. Er möchte nicht gehasst werden, aber er möchte auch nicht mit ihm tauschen, und an diesem unangenehmen Punkt sucht er notgedrungen bei allerlei Legenden Zuflucht, die die Weißen über die Schwarzen in die Welt gesetzt haben. Kein Wunder, dass er sich dabei sozusagen in der Sprache verstrickt, mit der er die Hölle und auch die Eigenschaften beschreibt, die zur Hölle führen: schwarz wie die Nacht.

Zudem enthalten all diese Legenden ein Körnchen Wahrheit, und eine der wichtigsten Funktionen der Sprache besteht darin, das Universum zu beherrschen, indem sie es beschreibt. Wichtig ist hier, dass Farbige in der Vorstellung und in überwältigender Anzahl auch in der Wirklichkeit den Regeln der Erlösung nicht entsprechen, und das trotz des Umstands, dass der Westen seit Jahrhunderten afrikanische Eingeborene «kauft». Vermutlich besteht eine zwingende Notwendigkeit, sich von dem so eindeutig unerlösten Fremden zu distanzieren, in dessen Herz überdies Gott weiß welche Racheträume schlummern. Gleichzeitig gibt es kaum etwas Attraktiveres auf der Welt als die Vorstellung unaussprechlicher Freiheit, die den Unerlösten offensteht. Wenn sich unter der schwarzen Maske ein menschliches Wesen bemerkbar macht, kann man sich kaum der schrecklichen Frage erwehren, welcher Art es sein mag. Was die Phantasie aus anderen Menschen macht,

wird natürlich von den Gesetzen der eigenen Persönlichkeit diktiert, und deshalb ist es nicht ohne eine gewisse Ironie, dass daraus, wie sich der Weiße den Schwarzen vorstellt, dieser entnehmen kann, wer der Weiße in Wirklichkeit ist.

So habe ich gesagt, dass ich heute in dem Dorf genauso fremd bin wie im ersten Sommer, aber das stimmt nicht ganz. Die Dorfbewohner rätseln weniger über die Beschaffenheit meines Haars als damals, dafür aber mehr über mich. Und dass ihre Verwunderung heute auf einer anderen Ebene existiert, spiegelt sich in ihrer Haltung und in ihren Augen. Da sind die Kinder, die nach unberechenbarer Kinderart entzückende, urkomische, manchmal auch erstaunlich ernsthafte Annäherungsversuche unternehmen. Andere, denen eingepflichtet wurde, dass der Teufel ein schwarzer Mann ist, schreien vor Angst, wenn sie mich kommen sehen. Einige ältere Frauen gehen nie ohne einen freundlichen Gruß an mir vorbei, bleiben sogar stehen, wenn sie glauben, mich in eine Unterhaltung verwickeln zu können; andere starren zu Boden, wenden den Blick ab oder verziehen gar abschätzig das Gesicht. Manche Männer trinken mit mir und schlagen vor, dass ich skifahren lerne – teilweise, weil sie sich vermutlich nicht vorstellen können, welche Figur ich auf Skiern machen würde –, wollen wissen, ob ich verheiratet bin, und stellen Fragen nach meinem *métier*. Andere aber bezichtigen hinter meinem Rücken *le sale nègre* des Holzdiebstahls, und schon entdecke ich jene seltsam durchdringende, paranoide Feindseligkeit, die man bisweilen im Blick weißer Amerikaner erkennt, wenn sie sonntags mit ihrer Freundin spazieren gehen und einem Schwarzen begegnen.

Es klafft ein fürchterlicher Abgrund zwischen den Straßen dieses Dorfes und denen der Stadt, in der ich zur

Welt kam, zwischen den Kindern, die heute «Neger!» schreien, und denen, die gestern «Nigger!» schrien. Dieser Abgrund ist die Erfahrung, die amerikanische Erfahrung. Heute drücken die beiden mir nachgeschleuderten Ausdrücke hauptsächlich Erstaunen aus: Ich bin hier ein Fremder. Aber in Amerika bin ich zu Hause, und derselbe Begriff bezeichnet dort den Zwiespalt, den meine Anwesenheit in der amerikanischen Seele ausgelöst hat.

Denn dieses Dorf beweist mir, dass es einen Tag gab, einen gar nicht allzu fernen Tag, an dem die Amerikaner noch keine richtigen Amerikaner waren, sondern unzufriedene Europäer, die vor einem großen, noch nicht eroberten Kontinent standen und vielleicht zufällig auf einen Marktplatz gerieten, wo sie zum ersten Mal im Leben Farbige sahen. Es muss ein Schock gewesen sein, wie sonst ließe sich die prompte Entscheidung erklären, dass man diese Schwarzen nicht als Menschen, sondern als Vieh anzusehen hatte? Und ja, richtig, das Bedürfnis auf Seiten der Siedler, ihre moralischen Ansprüche in der Neuen Welt mit der Tatsache – und der Notwendigkeit – der Sklaverei zu verbinden, hat den Reiz dieser Vorstellung entscheidend verstärkt. Im Übrigen drückt diese Vorstellung mit typisch amerikanischer Unverblümtheit die Haltung aus, die in unterschiedlichem Maße alle Herren allen Sklaven gegenüber einnehmen.

Doch angesichts aller ehemaligen Sklaven, Sklavenbesitzer und des Dramas, das für die Amerikaner vor über dreihundert Jahren in Jamestown seinen Ausgang nahm, müssen mindestens zwei Unterschiede beachtet werden. Der amerikanische Negersklave konnte zum einen nicht davon ausgehen, dass es ihm je gelingen würde, seinem Herrn die Macht zu entreißen, wie es

die Sklaven in vergangenen Epochen oftmals getan hatten. Dies war eine Annahme, mit der die Moderne, die tiefgreifende Veränderungen in den Zielen und Dimensionen von Macht mit sich bringen sollte, radikal aufräumte; erst heute erweckt man sie auf beispiellose Weise und mit unabsehbaren Folgen wieder zu neuem Leben. Doch selbst wenn diese Annahme mit unverminderter Stärke fortbestanden hätte, der amerikanische Negersklave hätte sie nicht nutzen können, um seiner Lage Würde zu verleihen, denn diese Annahme beruht auf einer anderen: dass der Sklave, der selbst im Exil mit seiner Vergangenheit verbunden bleibt, irgendeine Möglichkeit besitzt – und sei es nur in der Erinnerung –, die Formen seines früheren Lebens zu achten und aufrechtzuerhalten, kurz: seine Identität zu bewahren. Das aber war beim amerikanischen Negersklaven keineswegs der Fall. Er ist einzigartig unter den Farbigen der Welt, insofern, als man ihn seiner Vergangenheit buchstäblich auf einen Schlag beraubt hat. Man fragt sich, was um Himmels willen der erste Sklave seinem erstgeborenen dunkelhäutigen Kind sagen konnte. Man hat mir erzählt, dass es Haitianer gibt, die ihre Vorfahren bis zu den afrikanischen Königen zurückverfolgen können, doch jeder amerikanische Schwarze, der so weit zurückgehen möchte, wird feststellen, dass seine Zeitreise mit der Unterzeichnung des Kaufvertrags, der als Eintrittskarte für seine Vorfahren diente, jäh abbricht. Als die schwarzen Gefangenen, die zu schwarzen Amerikanern werden sollten, versklavt wurden, gab es, ganz abgesehen von den entsprechenden Umständen, nicht die kleinste Aussicht darauf, dass sie ihren Herren jemals die Macht abnehmen würden. Sie konnten weder hoffen, dass ihre Situation sich jemals ändern würde, noch wies irgendetwas darauf hin, dass

sie je anders gewesen war. Um es mit den Worten von E. Franklin Frazier zu sagen, sie mussten einen «Beweggrund finden, um in der amerikanischen Kultur zu leben oder zu sterben». Die Identität der amerikanischen Schwarzen rührt aus dieser extremen Situation, und die Entwicklung ihrer Identität war eine Quelle unerträglicher Angst im Bewusstsein und im Leben ihrer Herren.

Denn die Geschichte der amerikanischen Schwarzen ist einmalig auch in dieser Hinsicht: dass die Frage ihres Menschseins und ihrer Rechte als menschliche Wesen von entscheidender Bedeutung für mehrere Generationen aller Amerikaner war. So entscheidend war sie, dass man sie letztendlich dazu missbrauchte, die Nation zu spalten. Aus diesem Streit heraus entstand der vergiftete Ausdruck «Nigger»! Einen solchen Zwiespalt hat Europa niemals gehabt. Von daher kann Europa auch nicht verstehen, wie oder warum er überhaupt entstanden ist, weshalb seine Auswirkungen so häufig verheerend und im Wesentlichen nicht vorhersehbar sind, oder warum er bis heute nie vollständig gelöst werden konnte. Europas schwarze Besitztümer blieben und verbleiben bis heute in den europäischen Kolonien, so weit entfernt, dass sie keine wie auch immer geartete Bedrohung für die Identität des Europäers darstellen. Sollten sie überhaupt je ein Problem für das europäische Gewissen dargestellt haben, handelte es sich um eins, das angenehm abstrakt blieb: Im Grunde existierte der Schwarze als Mensch für Europa nicht. In Amerika jedoch war er selbst als Sklave ein unübersehbarer Teil des allgemeinen gesellschaftlichen Gefüges, und kein Amerikaner konnte es umgehen, ihm gegenüber Stellung zu beziehen. Bis heute versuchen Amerikaner, die Schwarzen zu einer Abstraktion zu machen, doch

allein die Art dieser Abstraktion offenbart den gewaltigen Einfluss, den die Präsenz des Schwarzen auf den amerikanischen Charakter gehabt hat.

Betrachtet man die Geschichte der Farbigen in Amerika, so gilt es festzuhalten, dass die moralischen Überzeugungen eines Menschen oder eines Volkes weit weniger vergänglich sind, als das Leben – das über keinerlei Moral verfügt – sie erscheinen lässt. Sie verschaffen ihm einen Bezugsrahmen und eine notwendige Hoffnung, die Hoffnung nämlich, dass er über sich selbst hinauswachsen und über das Leben triumphieren kann, obwohl es ihm übel mitgespielt hat. Würde eine solche Hoffnung nicht existieren, wäre das Leben kaum zu ertragen. Und noch einmal, selbst wenn das Schlimmste schon gesagt ist, eine Überzeugung zu verraten heißt keineswegs, sich ihrer Macht zu entziehen. Der Verrat an einer Überzeugung ist nicht gleichzusetzen mit ihrem Ende. Wäre es anders, gäbe es überhaupt keine moralischen Normen auf der Welt. Und doch muss man ebenso anerkennen, dass Moral auf Ideen basiert und Ideen grundsätzlich gefährlich sind – gefährlich deshalb, weil sie nur zu Taten führen können, doch wohin wiederum diese führen, kann niemand voraussagen. Gefährlich aber auch in dieser Hinsicht: dass man Menschen zu den unmenschlichsten Exzessen treiben kann, wenn man ihnen verwehrt, ihren Überzeugungen treu zu bleiben, und es gleichzeitig unmöglich erscheint, sich von ihnen zu befreien. Die Ideen, auf denen amerikanische Überzeugungen basieren, sind nicht in Amerika entstanden, obgleich Amerikaner dies offenbar häufig glauben. Sie stammen aus Europa. Und die Einführung der Demokratie auf dem amerikanischen Kontinent bedeutete einen viel mildereren Bruch mit der Vergangenheit als die Notwendigkeit, dieses Konzept

auf Schwarze auszuweiten.

Dies war im wahrsten Sinne des Wortes eine schwierige Notwendigkeit. Zum einen war es unmöglich, dass Amerikaner ihre Überzeugungen aufgaben, nicht bloss, weil sich nur so die Opfer rechtfertigen ließen, die sie auf sich genommen hatten, und das Blut, das sie vergossen hatten, sondern auch, weil sie ihnen als einziges Bollwerk gegen ein moralisches Chaos erschienen, das ebenso absolut war wie das greifbare Chaos des Kontinents, den zu erobern sie bestimmt waren. Doch in der Lage, in der sich die Amerikaner befanden, bedrohten diese Überzeugungen zugleich eine Idee, die, egal ob es einem passt oder nicht, das Kernstück des westlichen Erbes bildet: die Idee von der Überlegenheit der weißen Rasse.

Amerikaner sind berüchtigt für den schrillen Ton und die Brutalität, mit der sie auf dieser Idee bestanden haben, doch sie haben sie nicht erfunden, und es ist der Aufmerksamkeit der Welt entgangen, dass gerade die Exzesse, deren sich Amerika schuldig gemacht hat, ein beispielloses Unbehagen hinsichtlich der Existenz und der Macht dieser Idee impliziert, wenn nicht sogar ihrer Gültigkeit. Die Idee der weißen Überlegenheit beruht allein auf der Tatsache, dass Weiße die Schöpfer der Zivilisation (der gegenwärtigen Zivilisation, der einzigen, die zählt; alle früheren sind bestenfalls «Beiträge» zu der eigenen) und daher auch ihre Hüter und Verteidiger sind. Deshalb war es Amerikanern nicht möglich, Schwarze als ihresgleichen zu akzeptieren, denn damit hätten sie ihren Status als Weiße gefährdet. Sie nicht zu akzeptieren hieß jedoch, ihre menschliche Realität, ihre Bedeutung und Komplexität als Menschen zu leugnen, und die Anstrengung, etwas so überwältigend Unleugbares abzustreiten, zwang sie zu geradezu phantastischen,

ja ans Pathologische grenzenden Vereinfachungen.

Die Wurzel des amerikanischen Rassenproblems liegt in der Notwendigkeit, dass der weiße Amerikaner eine Möglichkeit finden muss, mit den Schwarzen zusammenzuleben, um mit sich selbst zusammenleben zu können. Und die Geschichte dieses Problems lässt sich auf die Methoden beschränken, die Amerika benutzte – Lynchjustiz und Gesetzgebung, Rassentrennung und ihre staatliche Billigung, Einschüchterung und Konzessionen –, entweder, um sich mit dieser Notwendigkeit zu arrangieren, sie zu umgehen, oder aber (und so war es in den meisten Fällen) eine Möglichkeit zu finden, beides gleichzeitig zu tun. Das daraus resultierende Spektakel, albern und schrecklich zugleich, veranlasste jemanden zu dem durchaus zutreffenden Ausspruch, Schwarzer-in-Amerika sei eine Form von Wahnsinn, die den Weißen ereilt.

In dieser langen Schlacht, die noch keineswegs beendet ist und deren unvorhersehbare Folgen noch vielen zukünftigen Generationen zu schaffen machen werden, ging es dem weißen Mann darum, seine Identität zu schützen; der Schwarze hingegen musste sich seine Identität erst schaffen. Und trotz des Terrors, den der Farbige in Amerika ertragen musste und sporadisch bis heute erträgt, trotz der grausamen und unausweichlichen Ambivalenz seines Status im eigenen Land hat er die Schlacht für seine Identität längst gewonnen. Er ist kein Besucher des Westens, sondern ein Bürger dort, ein Amerikaner, ebenso amerikanisch wie die Amerikaner, die ihn verachten, die Amerikaner, die ihn fürchten, und die Amerikaner, die ihn lieben – die Amerikaner, die sich kleiner machten, als sie waren, oder aber über sich hinauswuchsen, schon deshalb, weil sie der Herausforderung, die er repräsentierte, nicht ausweichen

konnten. Vielleicht ist er der einzige Schwarze auf der Welt, dessen Beziehung zum Weißen schrecklicher, komplizierter und tiefgreifender ist als die Beziehung eines grausam Versklavten zu einem verunsicherten Sklavenhalter. Sein Überleben war abhängig und seine Entwicklung hängt weiterhin davon ab, inwieweit er seinen merkwürdigen Status im Westen zu seinem Vorteil zu nutzen vermag und möglicherweise sogar zu einem bedeutsamen Vorteil für die Welt. Es liegt an ihm, aus seiner Erfahrung das herauszufiltern, was ihn stärkt und ihm eine Stimme verschafft.

Wie gesagt, die Kathedrale von Chartres bedeutet den Menschen dieses Dorfes etwas, was sie mir nicht bedeuten kann, doch ist es wichtig zu verstehen, dass diese Kathedrale auch mir etwas sagt, was sie ihnen nicht sagen kann. Vielleicht sind sie beeindruckt von der Macht ihrer Türme, dem Glanz der Fenster; aber schließlich kennen sie Gott länger als ich und auch anders. Mir macht der glatte, abgrundtiefe Brunnenschacht in der Krypta Angst, in dem man die Ketzer zu Tode stürzte, oder die obszönen, allgegenwärtigen Wasserspeier, die sich aus dem Stein erheben und zu verkünden scheinen, dass Gott und der Teufel unzertrennlich sind. Ich bezweifle, dass die Dorfbewohner an den Teufel denken, wenn sie vor einer Kathedrale stehen, denn sie selbst sind nie mit ihm identifiziert worden. Ich aber muss den Status akzeptieren, den mir nicht zuletzt der Mythos im Westen zuweist, bevor ich darauf hoffen kann, ihn zu verändern.

Hat der amerikanische Schwarze also seine Identität aufgrund der radikalen Entfremdung von seiner Vergangenheit erlangt, so nähren weiße Amerikaner nach wie vor die Illusion, sie könnten die europäische Unschuld wiedererlangen und zu einem Zustand zurück-

kehren, in dem Schwarze nicht existieren. Dies ist einer der größten Irrtümer, dem Amerikaner erliegen können. Die Identität, für deren Verteidigung sie so hart kämpfen mussten, hat im Laufe der Schlacht eine Veränderung durchgemacht: Amerikaner sind so anders als alle anderen Weißen auf der Welt, wie man es sich nur vorstellen kann. Ich halte es beispielsweise nicht für übertrieben zu behaupten, dass die amerikanische Sicht der Welt – die im Großen und Ganzen wenig Verständnis für all die dunklen Kräfte des menschlichen Lebens aufbringt und bis heute dazu neigt, moralische Themen als grelle Schwarzweißbilder darzustellen – eng mit dem Kampf verbunden ist, den die Amerikaner auf sich nehmen, um die unüberbrückbare Kluft zwischen den Schwarzen und sich selbst aufrechtzuerhalten. Erst jetzt dämmert uns – sehr schwach, wie ich gestehen muss, sehr langsam und gegen unseren Willen –, dass diese Sichtweise gefährlich diffus und völlig unbrauchbar ist. Denn sie schützt unsere moralische Überheblichkeit zu dem schrecklichen Preis, dass uns der Sinn für die Realität abhanden kommt. Wer die Augen vor der Wirklichkeit verschließt, schaufelt sich sein eigenes Grab, und wer darauf besteht, an einem Zustand der Unschuld festzuhalten, lange nachdem diese zerstört ist, wird zu einem Ungeheuer.

Es ist Zeit zu erkennen, dass das Drama, das sich auf dem amerikanischen Kontinent zwischen verschiedenen Rassen abspielt, nicht nur einen neuen Schwarzen, sondern auch einen neuen Weißen geschaffen hat. Keine wie auch immer geartete Straße kann die Amerikaner zurück zur Schlichtheit dieses europäischen Dorfes führen, wo Weiße sich noch den Luxus erlauben können, mich als Fremden anzusehen. Für keinen lebenden Amerikaner bin ich noch ein Fremder.

Amerikaner unterscheiden sich von anderen Völkern vor allem dadurch, dass sie tiefer ins Leben der Schwarzen eingegriffen haben als alle anderen und umgekehrt. Wer sich dieser Tatsache mit all ihren Implikationen stellt, begreift, dass die Geschichte des amerikanischen Problems mit den Schwarzen nicht nur eine Schmach, sondern auch so etwas wie eine Leistung ist. Denn selbst wenn das Schlimmste gesagt ist, so muss man doch hinzusetzen, dass die unablässige Herausforderung, die von diesem Problem ausging, auch immer wieder angenommen wurde. Vielleicht erweist sich diese Erfahrung eines Nebeneinanders von Schwarz und Weiß eines Tages als unentbehrlicher Wert in der Welt, vor der wir heute stehen. Eine Welt, die nicht mehr weiß ist und es nie wieder sein wird.

1. Auflage 2011, 300 Exemplare

Das Copyright der deutschen Übersetzung liegt bei der
edition sacré, Ricco Bilger, Josefstrasse 52, 8005 Zürich

Die Originalversion des Essays erschien unter dem Titel
«Stranger in the Village» erstmals 1955 im Verlag Beacon
Press, Boston, Massachusetts

Alle Rechte vorbehalten. Darunter fallen auch die Rechte
am ebook. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form,
durch Fotografie, Mikrofilm oder durch ein anderes, auch
elektronisches Verfahren, ohne schriftliche Genehmigung
des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektro-
nischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet
werden.

Übersetzung: Pocio

Korrektur: Franziska Schwarzenbach

Satz, Buch- und Umschlaggestaltung:

Blanc de Titane, www.blancdetitane.ch

Illustrationen: Dieter Kubli

Druck: www.bookstation.de

www.edition-sacre.ch

James Baldwin kam am 2. August 1924 im Harlem Hospital zur Welt, Mutter Emma Berdis Jones, Vater unbekannt. Der religiöse Fanatismus seines späteren Stiefvaters David Baldwin tauchte als dominierendes Thema immer wieder in Baldwins Büchern auf. Baldwin war als Kind und Jugendlicher Dauergast in den Leihbibliotheken New Yorks, wo er Harriet Beecher-Stowe, Horatio Alger und Charles Dickens entdeckte. Er war 19, als sein Stiefvater starb und er die Familie mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser halten musste. Nicht zuletzt diese Erfahrung bestärkte ihn im Entschluss, Schriftsteller zu werden. Sein erster Förderer wurde der bekannte schwarze Protestautor Richard Wright.

1948 reiste James Baldwin nach Frankreich, weil er den Rassismus in New York und die Option, lediglich ein Schwarzer oder ein schwarzer Schriftsteller zu werden, nicht mehr ertrug. Er lebte fortan hauptsächlich in Frankreich und bekannte sich da auch offen zu seiner Homosexualität.

Baldwin engagierte sich in der Bürgerrechtsbewegung und vor allem gegen den Rassismus, überzeugt, dass sich die ethnischen Konflikte in den USA, wenn auch mit grosser Anstrengung, langfristig überwinden liessen. James Baldwins Werk wurde mit vielen Preisen ausgezeichnet. 1986 wurde er zum Kommandeur der französischen Ehrenlegion ernannt. Er starb am 1. Dezember 1987 im Alter von 63 Jahren in Saint-Paul de Vence an Magenkrebs.

1951 findet Baldwin dank seinem Freund Lucien Happersberger für den Winter Unterschlupf in Leukerbad, einem Kurort, den zu dieser Jahreszeit nur wenige Gäste aufsuchen. Dort wird sein Schwarzsein in all seiner Exotik sichtbar. «Fremder im Dorf» ist eine hochdifferenzierte Analyse über Rassismus, den ungleichen Blick, mit dem Weiße und Schwarze einander wahrnehmen und die Tatsache, dass der weisse Mensch in Konfrontation mit dem Anderen immer irgendwie überlegen bleibt.

«Ich war einfach ein lebendes Wunder»

Es war ein echter clash of civilizations, als der elegante, urbane, gebildete James Baldwin 1951 den Winter im Kurort Leukerbad in den Walliser Bergen verbrachte. Denn er war auch: schwarz. Im Dorf gab es weder Kino noch Bank, weder Bücherei noch Theater; wenige Radios, und nur eine Schreibmaschine, seine. Die Kinder riefen «Neger!» wenn Baldwin durch die Straßen ging. «Jeder im Dorf weiß, dass ich Amerikaner bin, aber das wird keiner wirklich glauben. Schwarze kommen schließlich aus Afrika.» Der amerikanische Präsident Barack Obama zählt James Baldwin zu den bedeutendsten Schriftstellern überhaupt. Keine schlechte Empfehlung.

